

# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlfiche 6 Thlr.  
mit Stahlfichen 8 Thlr.

## Kunst und Liebe.

Novelle  
von  
Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

7.

Der Abend sank herab, ein trüber, wolkenreicher Herbstabend. In seinem Schatten kehrte ein Mann nach der Hauptstadt zurück, der draußen im einsamen Walde den ersten Sturm seines heißen Schmerzes und Grimmes ausgetobt hatte. In leidenschaftlicher Erregung war Günther fortgestürzt, im Freien den Kampf auszulämpfen, der ihm fast Klarheit und Besinnung raubte. Die Wandlung seines Schicksales war zu plötzlich gewesen; die Hoffnungen wurden zu jäh geknickt. Erst ein Leben vor sich seltenes Glück verheißend, strahlend im Sonnenglanze der Liebe, und nun Nacht — sternlose Nacht. Wie er dahingestürzt, wie er gerungen in dem heißen, wilden Jammer seines Herzens, das haben nur die stillen Bäume des einsamen Waldes erschaut und wohl ihm — für Menschenaugen ist ein solcher Schmerz nicht, und niemals hätte es dieser stolze Mann überwunden, wenn ein Anderer ihn so schwach gesehen. Was der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit Schwäche nennt, ist oft sein Bestes, seine Stärke.

Jetzt war Günther ruhiger geworden, die Ruhe, grausig in ihrer Stille und Dede, welche auf den Dr-

ken folgt. Was in dem Sturme, dem Aufruhr der Elemente, der die Erde traf, zu Grunde ging, welche Blüthen er knickte, welche Früchte seine Wuth zerschlug, ist meist nicht sogleich zu überschauen — und auch nach Jahren kommt oft erst zur Geltung, was das Herz des Menschen einbüßte oder gewann in solchem Schmerzenssturme. Günther kehrte als ein Anderer zurück. Die Milde und Weichheit, welche die Liebe zu Isabelle hervorgerufen, und welche einen so schönen Gegensatz zu den kraftvollen Eigenschaften seiner Natur, dem Stolze und der großen Bestimmtheit seines Charakters bildeten, waren jetzt ganz in den Hintergrund gedrängt, anscheinend ertödtet. Die edleren Pflanzen waren überwuchert von dem Unkraut: Bitterkeit, Groll, Ungerechtigkeit, das mit schnellem Wachsthum emportrieb. Während Isabelle, trotz ihres Herzenskammers, keinen Moment an seiner Liebe zweifelte, und mehr das Zusammentreffen ungünstiger Umstände und Verhältnisse beklagte, die hemmend und hindernd zwischen sie traten, während sie trotz des eigenen Leides auch noch mit warmem Mitgefühl seines Wehes gedachte, häufte er nur Schuld und Anklagen auf sie. Während sie wenigstens versuchte, das ihr Unbegreifliche zu verstehen und somit Entschuldigung für seine harten, verletzenden Worte zu finden, redete Günther sich immermehr hinein, sie habe grausam mit seinem Glück, seiner Ruhe gespielt. — Was hatte es ihn gekostet, des Vaters Einwilligung zu dieser Verbindung zu erlangen, und nun war er abgewiesen. Wie stolz und hochmüthig hatte Isabelle auf ihn herniedergeblickt, als sie ihm ihren wahren



Stand und Namen verkündete. Daß er diesen Hochmuth und Trotz, wie er es nannte, hervorgerufen, weil er ihren Stolz als Künstlerin und selbst ihre Würde als Frau verletzt, als er davon sprach, sie zu sich zu erheben, dessen gedachte er nicht, auch daran nicht, wie sie innig bittend vor ihm gestanden. Er sah nur die dunklen, nicht die lichten Seiten, fühlte nur die ihm zugefügte Kränkung, nur seinen Schmerz. Und diese Verblendung, bei ihm jedoch Ueberzeugung, stachelte ihn auf und verlieh ihm die Kraft, das zu ertragen, was ihm vor Kurzem fast unerträglich schien.

So war er durch das Thor geschritten und wanderte nun seiner Wohnung zu, die in der Nähe des Schauspielhauses lag. Das an diesem Abend so ungewöhnlich große Treiben und Drängen vor dem Theatergebäude, erinnerte ihn plötzlich daran, daß heute zu Ehren des fremden Monarchen eine besondere Vorstellung stattfand, zu der all die ersten Kräfte der Hofbühne benützt wurden. Statt finden sollte, denn unmöglich konnte es jetzt wirklich so sein. Isabelle konnte ja nicht spielen — wenn sie es vermochte, wenn sie nach dem Scheiden von ihm, nach diesen schmerzlichen Kämpfen an diesem Tage spielen konnte — dann — dann — hatte sie ihn nie geliebt. Das sollte das Amen sein, das Zeichen, welches die große, bedeutungsschwere Frage entschied. Wahnwitz des Menschen! Ob solch Beginnen nicht fast dasselbe ist, wie wenn die Alten mit ihren Hexen und Zauberern die Wasser- und Feuerprobe machten, und den von einem Zufall abhängenden Ausgang ein Gottesurtheil nannten!

Günther forschte nach rothen Zetteln, welche die Abänderung des Stückes ankündigen sollten, er fand sie nicht; und die wogende Menge sprach heiter und lebhaft von dem Doppelgenuß, der sie heute erwartete, den ganzen Hof mit dem fremden Monarchen zu sehen, und die Richards als Medea zu bewundern.

Sie spielte also. — Ein höhnisches, verächtliches Lächeln kränkelte Günthers Lippen, während er leise vor sich hin sagte: „So etwas vermag auch nur eine Schauspielerin.“ Dann eilte er nach Hause, wechselte schnell die Kleider, und saß, als der Vorhang aufging, an seinem gewohnten Platz in der Ecke einer der kleinen Proszeniumstagen.

Medea! Diese in ihren heiligsten Rechten gekränkte Frau — wie der Dichter dieser Tragödie sie wenigstens darstellt — in der glühende Gattenliebe und Mutterzärtlichkeit, mit Eifersucht, Haß und Rache einen gewaltigen Kampf kämpfen, in der alle Elemente einer großartigen, leidenschaftlichen Natur, die selbst in

ihrem Fall noch groß ist, entfesselt sind; dieses flammende Bild auf dunklem Grunde gemalt, paßte heute gerade für Isabellens Gemüthsstimmung. Daß sie weinen, jammern, ächzen konnte vor Schmerz, in wildem Weh sich das Haar zerrausen, das war eine Erleichterung für sie und der Ausbruch der in ihrem eigenen Herzen tobenden Qual, trug sie auf den Gipfel der Meisterschaft. So großartig und vollendet, wie an diesem Abend war sie nie gewesen, solche Höhe erreichte sie in dieser Leistung nie wieder. Schon als der Vorhang emporrauschte, als sie in ihren griechischen Gewändern, die so vortrefflich zu ihrer edlen Gestalt, ihrer klassischen Schönheit paßten, daherkam, die Kinder im Arme, fast erliegend unter der doppelten Last, der äußeren Bürde und der Last des Seelenschmerzes — da verbreitete sich eine Stille im Hause, die Andacht war. — Der Hof mit seiner Pracht und seinem Glanz, die interessante Erscheinung des fremden Monarchen wurde vergessen, Könige und Fürsten verschwanden, um auf sie zu blicken, die jetzt als wahre Herrscherin den Scepter der Kunst siegreich in ihren Händen schwang.

Die Versammlung vergaß, daß sie im Theater war, man glaubte sich an jene fernen Gestade versetzt, an denen das blutige, schreckliche Drama sich zutrug. Und das vermochte Medea nur durch ihr Erscheinen, durch die ersten Worte aus ihrem Munde. Das war aber auch Medea — hier vergaß selbst der Splitterrichter, daß er eine gespielte Rolle sah, hier war ein wirkliches Sein, ein mit Herzblut getränktes, tragisches Geschick, welches in einer lebendigen, naturwahren Gestalt sich vor ihm entrollte, das ihn schauern und erbeben machte und das Blut in seinen Adern erstarrte. Und doch, welches Maß in dem Aufruhr aller Gefühle, wie wußte eine edle Hand, ein hoher Sinn für Takt und Schönheit diesen bis zum Gipfelpunkt des Möglichen getriebenen Charakter so zu modeln, daß er im Kampfe aller empörten Leidenschaften nicht ein Zerrbild ward. In der Scene mit den Kindern erreichte die Tragik der Rede und des Mienenspiels eine Höhe, die Vollendung war. Erst die Verzweiflung, der Haß der tiefbeleidigten Gattin, die durch Eifersucht entflammt des Gatten Schuld an seinen, ihren Kindern rächen möchte, und in der bis zum Irrsinn gesteigerten Seelenqual den Mordstahl über ihren unschuldigen, jungen Häuptern zuden läßt — und dann der glänzende Sieg der innigsten, rührendsten Mutterliebe, die eher tropfenweise das eigene Herzblut für ihre Lieblinge vergoße, ehe sie ihnen ein Haar krümmte. Wie sie die Kinder jubelnd in ihre Arme riß, wie sie Thränen der Wonne



weinte, sie wieder ihr eigen zu nennen, noch einmal ihr geschenkt, das erschütterte selbst das kälteste Herz. In manches ernstes Mannes Augen sah man Thränen glänzen — doch Eines Wimpern wurden nicht feucht; was Alle erfaßte mit hinreißender Macht, ihn ließ es kalt. Und als nach jedem Akttschluß ein donnernder Beifall — den selbst die Anwesenheit des Hofes nicht zu dämpfen vermochte — der Künstlerin lohnte, kräufelte immer noch jenes spöttische Lächeln Günthers Lippen. Er stand nicht mehr im Hintergrunde der Loge, er war vorgetreten an die Brüstung; Isabelle sollte ihn nicht schwach sehen, er wollte ihr nicht nachstehen an Kraft und Ruhe. So lehnte er, etwas bleicher als sonst, doch anscheinend ganz gefaßt und ruhig an seinem alten Platze. Lebhaft und lachend sprach er mit seinen Nachbarn, und zuletzt vermochte er es sogar, ihr Beifall zu klatschen — ihr! Isabelle sah es und dies brachte sie beinahe um die schon so schwer behauptete Fassung, das war ihr ein Stich ins Herz, der sie fast überwältigte.

In einem der Zwischenakte sah man den König mit seinem Gaste die Loge verlassen, und das Gerücht verbreitete sich bald, die Monarchen hätten sich auf die Bühne begeben, Fräulein Richards ihre Huldigungen darzubringen, um ihr neben der Anerkennung für ihre unvergleichliche Leistung auch noch persönlich zu danken, daß sie trotz ihres Unwohlseins — der Intendant hatte die Kunde davon zu verbreiten gewußt — mit Aufopferung ihrer selbst gespielt habe, um die Feier des Abends nicht stören. Man hatte gehört, wie der fremde, sehr kunstsinelige König zu seinem Wirth ge sagt:

„Majestät, wenn ich Sie um Eines beneide, so ist es um diese Perle unter den Künstlerinnen, um diesen Stern erster Größe, wie reiner und voller nie einer am Himmel der Kunst gestrahlt. Wären die Zeiten unseres höchstseligen, ruhmreichen Friedrich des Großen nicht vorüber, so würde ich seinem Beispiele folgen und wie er die Barbarine durch bewaffnete Macht in sein Reich holen ließ, Ihnen dieses Kleinod entführen lassen. Um das Glück und den Ruhm, die erste und größte Schauspielerin der Welt an seiner Hofbühne zu besitzen, führt man schon einen Gewaltstreich aus.“

„Aber einen Krieg werden Ew. Liebden doch nicht mit mir beginnen,“ hatte der königliche Wirth, der einen Scherz liebte, dem Gaste heiter erwidert. „Ich rathe es Ihnen nicht, mein Vetter, denn in dem Falle stellte ich Fräulein Richards als Jungfrau von Orleans an die Spitze meiner Armee, und ich glaube, Ihr ganzes Heer ginge über ins feindliche Lager.“

„Und am Ende gar ihr König mit ihnen; ich würde es meinen Truppen kaum verdenken können, wenn sie die Waffen streckten vor so hoher Schönheit, wenn sie die Fahnen huldigend senkten vor solcher echten Weiblichkeit,“ entgegnete der fremde Monarch sich mit der verbindlichsten Artigkeit vor Isabelle neigend.

Sie stand dabei, beneidet von ihren Genossen — wie beneidet! An ihren Ohren klangen die huldigenden Worte, die sie zu anderen Zeiten erfreut haben würden, vorüber wie leerer Schall; und doch mußte sie lächeln und danken, und geistreich und liebenswürdig sein. Und zuletzt hatte der hohe Gast mit einem so echten Verständniß der Kunst und ihrer hehren Bedeutung, mit einer Wärme, die selbst Isabellens Herz momentan rührte, ihr seine Anerkennung ausgesprochen, und sie gebeten, den Ring, den er von dem kleinen Finger seiner Hand zog, als einen schwachen Beweis seiner hohen Bewunderung und Verehrung anzunehmen, als eine Erinnerung an diesen ihm unvergeßlichen Abend. Das äußerst werthvolle Geschenk wurde in einer Weise dargereicht, daß nicht die Gabe, sondern die Annahme wie eine Gunst erschien. —

Alle diese Vorgänge auf der Bühne waren vielleicht noch mit einigen Vergrößerungen im Publikum bekannt geworden, auch das Gerücht, die junge Schauspielerin habe das Krankenlager verlassen, nur um die Festvorstellung nicht zu stören, verbreitete sich und fachte die schon so gehobene Stimmung zu noch größerer Begeisterung an. Als Medea wieder erschien und man am Ringfinger ihrer linken Hand den prachtvollen Solitär bemerkte, der vorher nicht daran geprangt — denn Isabelle legte sonst nur, wenn die Rolle es erforderte, dergleichen Schmuck an — als somit das Gerücht von der seltenen Anerkennung des fremden, seiner Kunstsinigkeit wegen berühmten Monarchen, sich bewahrheitete — da wollte das Publikum nicht zurückbleiben in seiner Huldigung gegen seinen Liebling. Blumen und Kränze flogen ihr unter begeistertem Beifall zu. Ja, eine der jungen Prinzessinnen, deren Liebe und Bewunderung für Isabelle bekannt war, warf, hingerissen von ihrem Gefühl ihr eigenes prachtvolles Bouquet der Künstlerin zu. Das war das Zeichen, um alle hohen und vornehmen Damen, die sich sonst an dergleichen Huldigungen nicht betheiligten, dem Beispiele folgen zu lassen.

Als Isabelle im wahren Sinne des Wortes auf Blumen stand, und der Triumph, den sie feierte, eine seltene Höhe erreicht hatte, flüsterte Günther:



„Wird es ihr nun vielleicht genug des Wehrauches sein, werden Stolz und Eitelkeit sich jetzt befriedigt finden?“

Alle diese Huldigungen statt Isabelle in Günthers Augen zu heben, schadeten ihr und erweckten Grimm, fast Haß gegen sie in seiner Brust. Aber den Schmerz, den er ihr bereitet, als er vorhin mit spöttischem Blick in das Beifallklatschen einstimmt, der traf ihn jetzt zweifach; er ging aus von dem Leuchten des prachtvollen Ringes an ihrer Hand, der blitzend und funkelnd sein Licht in den vielfältigsten Farben spielen ließ. Jeder Strahl fiel wie ein heißer Tropfen in Günthers Seele. Er hätte den Ring ihr entreißen und fortschleudern mögen. Wer erlaubte ihr, so werthvolle Geschenke, solche Huldigungen anzunehmen? Er würde es ihr wehren! Er! Wohin hatten sich seine Gedanken verirrt, er hatte ja kein Recht über sie, nicht einmal das Recht der Liebe. Gut! So sollte sie fortan auch keine Gewalt mehr über ihn besitzen. Mit schnellem Griff wollte er die Bande zerreißen, die ihn noch an sie zu fesseln schienen. Fort — nur fort! Ihr entfliehen — fern von ihr würde er gesunden und Kraft und Vernunft wiederfinden. Sie vermochte zu spielen an diesem Abend! — war damit nicht Alles entschieden, konnte noch ein Zweifel obwalten, daß sie ihn nie wahrhaft geliebt! Er wollte fort, und doch stand er wie festgewurzelt, und seine Augen hingen wie gebannt an ihr. War er nicht mehr Herr seines Willens? Das mußte enden. Jetzt da sie die Bühne verlassen, stürzte auch Günther von dannen. Er wollte es nicht abwarten, daß man sie von Neuem rief, daß die Scenen und Ausbrüche der Begeisterung, welche ihm eine wahre Abgötterei schienen, sich wiederholten. Unter dem lauten, ihm widerwärtig klingenden Jubel der Menge verließ er das Haus und war somit nicht mehr Zeuge des Unfalles, der sich kurz darauf ereignete.

Todesmatt, kaum fähig sich noch aufrecht zu erhalten, war Isabelle auf ihr Sopha gesunken, doch das Rufen und Toben des Publikums war so gewaltig, daß man sie wider ihren Willen, besser noch, willenlos hinauszog. Jason und Kreusa stützten die erschöpfte Medea, die gebrochen, bleich hinauswankte, um von einem neuen Blumenregen überfluthet zu werden. Dankend neigte sie das edle Haupt — ein Schwanken, und ehe ihre erschrocken Begleiter sie zu halten vermochten, lag sie besinnungslos am Boden.

Eine große Bestürzung bemächtigte sich des Publikums, das noch im Theater verblieb, als man die Ohnmächtige schon fortgetragen, und sich erst auf die

beruhigende Nachricht entfernte, der Arzt halte den Zustand der Leidenden für nicht gefährlich, es sei eine starke Ohnmacht, aus der sie gewiß bald zum Bewußtsein zurückkehren werde. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht so schnell. Es war eine ungewöhnlich tiefe Ohnmacht, welche auf den Ueberreiz aller Sinne und Kräfte gefolgt war, und mehr als eine Stunde verging nach Anwendung der stärksten Mittel, ehe Isabelle zum Leben erwachte und mit dem irren Blick des Fiebers um sich schaute. Als sie in der Equipage des Intendanten weich und sorglich gebettet, Frau Linde und den Arzt an ihrer Seite, im langsamen Schritt ihrer Wohnung zufuhr, fauste ein anderer Wagen mit furchtbarer Schnelligkeit an jenem vorüber, so daß das laute Raseln der armen Kranken im Kopfe dröhnte und sie ein leises Stöhnen ausstieß. Er führte Günther zum Bahnhofe, der mit dem Nachtzuge noch die Residenz verließ.

## 8.

Ein schweres hitziges Fieber bannte Isabellen auf Wochen, ja Monate an das Krankenlager. Lange schwankte die Waage, welche Leben und Tod abmißt und mehr und mehr schien der dunkle Schatten sich über sie zu erstrecken, und die junge warme Gestalt in seine Arme zu reißen. Verzweifelt an ihrer Kunst standen die ersten Aerzte — selbst der König hatte seinen Leibarzt geschickt — an ihrem Lager, alle Mittel, auch die zärtlichste Pflege, welche Frau Gertrud und Sara ihr angedeihen ließen, nichts wollte sich wirksam erweisen. Endlich besiegte ihre gesunde kräftige Natur die hartnäckige Krankheit.

Der Ausspruch: „sie ist gerettet!“ ertönte nicht nur im Krankenzimmer wie ein Jubelklang, auch draußen von den vielen Freunden und Bewunderern der jungen Künstlerin, selbst von den Fernerstehenden wurde er mit Freuden begrüßt. Ob, wenn Isabelle zu jeder anderen Zeit erkrankt wäre, die Theilnahme eine so allgemeine und warme gewesen, möchte fast zu bezweifeln sein. Doch daß sie schon krank und nur auf besonderes Bitten auf die Bühne gekommen, damit die Festvorstellung keine Störung erleide, das wob eine Glorie der Selbstverläugnung um ihr Haupt und machte das Ganze interessanter.

Ferner glaubten Alle, welche an jenem Abend zugegen gewesen, sich gleichsam verpflichtet, ihr eine besondere Theilnahme zu bekunden, und da der Hof sich auf das Herzlichste und Theilnehmendste gegen die Schwerkranken bewies, so wurde es in gewissen Kreisen



gleichsam Pflicht und Modesache, sich in gleicher Art zu benehmen. Doch neben dieser mehr gemachten Theilnahme fand sich auch viel wahre und innige; und wenn Morgens und Mittags die reich gallonirten Bedienten Isabellens Wohnung zuschritten, sich nach dem Befinden der Leidenden zu erkundigen, oder Erquickungen aller Art ihr zu bringen, so sah man im Zwielichte wohl manche schlichte, dürftig gelleidete Gestalt an die Wand des Hauses gelehnt stehen. Es waren Arme, denen Isabellens Börse stets offen gestanden, denen ihre freigebige Hand oft selbst Speise und Almosen gereicht, die in ihrer Bescheidenheit nicht wagten zu klingeln und geduldig harrten bis Einer das Haus verließ, um dann schüchtern zu fragen, wie es der kranken Wohlthäterin ginge.

Indessen lag sie, der all dies Fragen und Erkundigen, all die guten Wünsche galten, in ihrem stillen, verdunkelten Zimmer, von sanfter, liebevoller Hand gepflegt, mit sorgsamem Auge bewacht, doch meist von heißen, ängstlichen Phantasien gequält. Als Isabelle das Fieber kommen fühlte, hatte sie noch im letzten klaren Moment gebeten: „Gott Vater, gib, daß ich in der Fieberhitze nichts von meinem, seinem Geheimniß verrathe!“ Und dies Bitten wurde erfüllt, ihre Phantasiegebilde beschäftigten sich mehr mit der Vergangenheit, führten sie zurück in die Heimath und schilderten den schweren Kampf, den sie gestritten, ehe sie zu dem Entschlusse kam, dem Zorn des Dufels zu trotzen, das Haus ihrer Väter zu verlassen, um ihrem erwählten Berufe zu folgen. Innig bittend ersuchte sie oft seine Vergebung, so süß und weich in Stimme und Worten, daß es den beiden älteren Freundinnen, welche an ihrem Lager wachten, oft die Thränen in die Augen trieb und Sara erstaunt war über die Schätze von Zärtlichkeit und Liebe, welche das anscheinend so stolze und kalte Herz des Mädchens barg. Frau Linde war oft nahe daran, dem Grafen zu schreiben und ihn herbeizurufen, doch erstens fürchtete sie, sein Starrsinn werde noch nicht gebrochen sein und dann klangen die Nachrichten, welche sie aus dritter Hand hin und wieder vom Schlosse erhielt, wenig günstig. Der alte Graf wurde gerade in diesem Winter so heftig von der Gicht geplagt, daß an Reisen nicht zu denken war. Auch wäre ja in dem Zustande, in welchem die Kranke sich befand, ein Wiedersehen mit all seinen Aufregungen gar nicht gestattet worden.

Wenn Isabelle einmal einige lichte Augenblicke hatte, dann betete sie stets, Gott möge sie genesen lassen, damit Günther nicht glaube, er habe sie in den Tod

gesandt, damit diese Anklage, dieser Kummer nicht auch noch sein Leben verdüstere. — Ein echtes Frauenherz in seiner treuen, wahren Liebe ist etwas Heiliges, vielleicht das höchste Kleinod, welches die Erde bietet. Und Isabellens war ein solches. Ihr wäre der Tod eine Wonne gewesen, eine Erlösung von dem Schmerze, der, sobald sie zum Bewußtsein kam, ihre Seele mit Qual erfüllte, doch damit er nicht noch mehr Leid empfinde, sich nicht vielleicht in der Selbstanklage über seine harten, scharfen Worte gegen sie noch unglücklicher fühle, deshalb wollte sie leben und geduldig ihr Kreuz auf sich nehmen. Selbst in ihren Fieberphantasien mußte sie sich mit ihm beschäftigen, obgleich sie nicht von ihm redete. In einer Nacht, die Allen die schlimmste schien, verlangte sie plötzlich Bleistift und Papier, forderte es mit solcher Heftigkeit, daß an Widerspruch nicht zu denken war. Hochaufgerichtet, mit glühenden Wangen und Augen, die fast von einem überirdischen Feuer leuchteten, warf sie einige Zeilen schnell auf das Papier. Frau Gertrud unterstützte sie und unwillkürlich, nicht aus eitler Neugier, blickte sie auf das Blatt. Ach, ihr war ja auch Isabellens Liebe kein Geheimniß.

„Günther, wenn ich sterbe, glaube nicht, Du seist an meinem Tode schuld; ich fühlte mich schon an jenem Abend bei Sara, jenem schönen, unvergeßlichen Abend nicht ganz wohl. Ich sterbe, Dich segnend, und danke Dir für all das Glück, welches Deine Liebe mir gegeben, denn sie hat mir die wahre Schönheit, den Reichtum des Lebens doch erst erschlossen. Ich sage nicht: „vergib mich“ nein, das würde über meine Kräfte gehen, denk' zuweilen an mich, ich werde es noch mit Seligkeit im Jenseits fühlen, doch ohne Trauer denke meiner und laß mich nicht zwischen Dir und einem neuen Glück stehen. Lebe wohl, Gott sei mit Dir, mein Einzige Geliebter.  
Deine Isabelle.“

Zuletzt wurde die Schrift fast unleserlich, aber noch mußten die Kräfte so weit reichen, daß sie das Blatt faltete und fest in ihre Hand schloß; dann sank sie zurück, lang streckte sie sich aus — wie zum Sterben.

Und grade in dieser Nacht trat die günstige Wendung im Gange der Krankheit ein; als sie aus dem tiefen Schlafe erwachte, war das irre Feuer aus ihren Blicken gewichen, matt waren die Augen, bleich die Wangen, doch sie befand sich auf dem Wege zur Genesung.

## 9.

Herbst war es gewesen, als Isabelle krank geworden, der Winter war gekommen und entschwunden,



und jetzt erst wurde sie vom Arzte als vollkommen genesen betrachtet. Ihr erster Besuch galt Sara, die mit unermüdlicher Sorgfalt bei ihr gestanden in der schweren Zeit, und mit der sie jetzt eine treue Freundschaft verband. In warme Decken gehüllt, von weichen Kissen gestützt, die sie jedoch in einem Anfall ihres alten Uebermuthes und Ungestümes — welche nicht ganz in dem heißen Schmerze untergegangen waren — von sich warf, saß Isabelle in der Freundin Zimmer und schaute auf den Garten außen, in welchem schon das Leben und Wehen des Frühlings sich kund that. Hier und da noch ein Fleckchen Schnee, doch daneben der Rasen so saftig grün, und auf den Beeten schon dichte Büschel Schneeglöckchen, die ganz emsig ihr Amt vollzogen und fleißig mit den weißen Glöckchen läuteten, die Blumen zum Auferstehungsfeste der Erde herbeizurufen. Blaue und rothe Hepatika, auch wohl eine Aurikel im braunen schöngeschmückten Sommerdöckchen waren schon erschienen und am sonnigen Treibhause blühten sogar einzelne Veilchen. Sara hatte ein Sträußchen davon für den lieben Gast gepflückt und es ruhte in Isabellens Händen, die mit Wonne den süßen Duft einsog.

(Fortsetzung folgt.)

### F e u i l l e t o n .

(Feiner Ton in Paris.) In den letzten Tagen sprach eine vornehme Dame in Paris in einem Salon über die Gandins oder Stüher der Jetztzeit und die Ausdrücke, welche dieselben in Anwendung bringen, denn die Blüthe der jungen Cavaliere dort bedient sich gegenwärtig eines förmlichen Jargons, den kein Ueingeübter im Stande wäre zu verstehen und wenn er das Französische noch so fließend zu sprechen vermöchte.

Die Marquise schloß ihre kleine Abhandlung mit folgendem Geschichtchen: „Gestern war ich auf einem Ball bei der Fürstin K.; ein junger Mann, der mir vorgestellt worden war, engagirte mich zu einem Walzer und begann eine Unterhaltung mit mir. Er sprach über den Regen, auch ein klein wenig über das schöne Wetter, und als er endlich glaubte, daß der Walzer weit genug im Gange sei, so daß er sich nicht mehr allzu sehr anzustrengen brauche, geruhte er, mich mit einem seiner Arme zu umschlingen, während er meine Hand mit dem anderen in die Höhe zerrte, so daß ich glaubte, ich solle mit meiner hoch in die Luft gestreckten Hand die Decke durchbohren, wobei wir zehn Minuten lang unsere Schuhsohlen auf dem Parquet abnützten. Als dies endlich vorbei war, sagte er zu mir in herablassendem Tone: „Wie beweglich und schmiegsam Sie sind . . . die reine Butter!“ Ich war total verblüfft über diese neue Art von Komplimenten. Chemals verglich man uns mit einer Rose oder irgend einer anderen Blume, die bei jeder ihrer Be-

wegungen einen süßen Duft aushauchte. Heutzutage sind die Anmuth und Gewandtheit einer Dame nicht einmal mehr werth erachtet mit dem zarten Crèmeschaum verglichen zu werden — nein, der Vergleich wird ganz massiv, es ist die reine Butter! Welch ein abscheuliches Wort, wie es nach der Küche riecht!“

„Sicherlich war dieser Herr nicht aus Marseille,“ erwiderte einer der Zuhörer dieser Geschichte, „anstatt der Butter würde ein Kind des Südens gesagt haben „es ist wahres Del!“

„Wahrhaftig,“ meinte ein Dritter, „ich finde die Sprache dieser jungen Leute ganz ihren Gefühlen und Manieren angemessen. Vor einigen Tagen trete ich in ein Clublocal, um dort einen Freund aufzusuchen und nehme natürlicherweise bei dem Eintritt meinen Hut ab. Als Derjenige, welchen ich zu treffen wünschte, mich mit bloßem Kopfe dastehen sah, kam er eilig zu mir und flüsterte mir ins Ohr:

„Bedecken Sie sich schnell, man würde sonst denken, daß Sie gar keinen feinen Ton besitzen“ — und als ich mich umblickte, sah ich in der That die ganze Gesellschaft mit den Hüten auf dem Kopfe dastehen.“

(Griechische Rache.) In der Umgegend von Athen lebte vor einiger Zeit ein junges Mädchen von seltener Schönheit, Namens Cleantis, welche ein Liebesverhältniß mit einem jungen Klephten hatte, der in Hinsicht der körperlichen Schönheit ihrer vollständig würdig war. Der holden Cleantis zu Liebe hatte Choropulos seinen Raubzügen im Gebirge gänzlich entsagt und beschäftigte sich seit der Zeit nur noch mit dem Anbau des Safrans, denn der Vater von Cleantis wollte seine Tochter bloß einem friedlichen Manne zur Frau geben, der weder die Dörfer jenseit des Gebirges, noch die dahertziehenden Reisenden ausplünderte. Aber bald fand Choropulos, daß es langweilig sei, hinter dem Pfluge herzugehen statt des abenteuerlichen Räuberlebens, und obgleich seine Hochzeit mit Cleantis in vier Wochen stattfinden sollte, konnte er doch eines schönen Abends der Versuchung nicht widerstehen, einen Zug reicher Kaufleute zu überfallen, welche seines Wissens ihre Krotusernten in Athen zu Gelde gemacht hatten und über die Berge wieder heimwärts reisen wollten.

„Mein zukünftiger Schwiegervater ist ja abwesend und soll erst in acht Tagen wiederkehren,“ dachte er bei sich, „ich kann also ganz bequem mit meinen Freunden fort und werde lange wieder hier sein, ehe Cleantis' Vater zurückkehrt, der sicherlich nichts von meinem kleinen Ausfluge erfahren wird. Was mein ihm gegebenes Wort anbetrifft, so handle ich dem dabei auch in keiner Weise zuwider. Es ist wahr, daß ich ihm geschworen habe, redlich von dem Ertrage der Safrankultur zu leben; nun werde ich den Reisenden ja aber nur solches Geld abnehmen, welches sie durch den Verkauf ihres Safrans gewonnen haben und bleibe daher ganz streng meinem Schwure treu. Er unternahm in der That seinen „Ausflug“, griff die Reisenden an, die sich jedoch vorgesehen hatten und möglichsten Widerstand leisteten, erdolchte den Hartnäckigsten unter ihnen und erkannte dann in dem Leichnam, der zu seinen Füßen sank, Niemand Anderen als seinen zukünftigen Schwiegervater.



Er war anfangs sehr bestürzt über diesen vermaledeiten Zufall, wie er die Sache nannte, und suchte die traurige Geschichte vor Cleantis zu verheimlichen, allein diese erfuhr bald genug Alles durch einen jungen Mann, der zugleich der Rivale von Choropulos hinsichtlich seiner Liebe zu Cleantis sowie auch sein Gefährte bei dem Ueberfall in den Bergen gewesen war.

Cleantis erklärte Choropulos, daß sie den Mörder ihres Vaters weder lieben noch jemals ihm ihre Hand reichen könne und daß sie, um ihm die Wahrheit ihrer Rede zu beweisen, binnen kurzem jenen Anderen heirathen werde, der ihr das Verbrechen ihres Bräutigams mitgetheilt hatte.

So geschah es denn auch. Sie verheirathete sich bald darauf und lebte ein volles halbes Jahr um so ruhiger mit ihrem Manne, als man seit ihrer Hochzeit nichts mehr von Choropulos gesehen und gehört hatte. Da sahen sie eines Tages, wie ihre ausgedehnten Safransfelder, in denen ihr Vermögen und Lebensunterhalt einzig bestand, völlig durch eine geheimnißvolle Krankheit verwüßt wurden.

Da einige der Nachbarn Choropulos mehrmals des Nachts in der Nähe dieser Felder getroffen hatten, so behaupteten sie, daß er jedenfalls Schuld an diesem Unglück tragen und die Felder vergiftet haben müsse.

Vielleicht hatte er wirklich aus der Ferne den sogenannten Safrantod, wie man diese Krankheit des Krosus nennt, hergebracht, um Cleantis zu verderben und sich an ihr und ihrem Manne, den er nicht anders als Judas Ischarioth nannte, zu rächen; vielleicht hatte sich der Safrantod auch nur von selbst gefunden, wer kann es sagen? Alle nannten dieses Unglück, welches die arme Cleantis heimsuchte, aber nur „Choropulos' Rache.“

(Wieder eine neue Verwendung des Dienstmanninstituts.) Man muß sich wirklich verwundern, wie es kommt, daß man nicht schon früher die Idee gehabt hat, Dienstmanninstitute zu errichten, wenn man sieht, wie unentbehrlich diese Dienstmänner bereits dem großen Publikum geworden sind und welche mannigfaltige, unendlich vielseitige Verwendung die nützlichen Menschen finden. So hören wir zum Beispiel aus Göttingen, daß vor einigen Tagen zu einem dortigen Geschäftsmann ein „erimer Reisender“ kam, um zu sechten.

Vor der Thür steht gehorsam wartend ein Dienstmann, der auf die Frage: was sein Begehr sei? antwortete, er habe dem Herrn drin die Häuser zu zeigen, wo er Geld bekommen könne.

Dies entspricht schon ganz im Ernste den Karrikaturen in den fliegenden Blättern, wenn sie uns vorführen, wie der Dienstmann mit Betteln helfen muß, weil der Bettler allein nicht fertig damit werden kann. Nächstens wird man diese Leute auch in der Wirklichkeit nach dem Muster des Münchener Witzblattes als Tänzer auf den Bühnen oder als „freisinnigen Redacteur“, der für irgend einen Artikel brummen muß, fungiren sehen. F.

(Seltsame Testamente.) In dem großen Londoner Gerichtshofe der Doctors Commons befindet sich ein ungeheurer Saal, wo in unabsehbaren Reihen von Regalen Actendübel

in Groß-Folio aufgestapelt sind, welche ein unheimlich düsteres oder wenigstens unendlich gelehrtes Aussehen besitzen. Es sind nichts als Testamente, die dort aufbewahrt sind und wenn man im Stande wäre und die Erlaubniß hätte, die wunderlichsten unter diesen hunderttausenden von Testamenten herauszufinden, so ließen sich ganze Bände der unterhaltendsten Lectüre daraus schöpfen.

So findet sich dort unter anderem der letzte Wille von Theodor, König der Corsen, der elend und verkommen in einer kleinen Privatwohnung Londons starb, nachdem er schon lange zuvor nur von der Mildbütigkeit sein Leben gestiftet hatte. Er vermachte seinen Gläubigern sein Königreich und ließ es sogar zu ihren Gunsten bei der Insolvent Court hypotheciren; die Geschichte lehrt jedoch nicht, daß die Gläubiger aus dieser Hypothek jemals einen realen Vortheil gezogen hätten. Dieser arme vertriebene König war der Sohn eines westphälischen Edelmanns, Namens Neuboff. Während er an der Universität zu Köln studirte, tödtete er im Duell einen jungen Mann von vornehmer Familie. Er floh nach dem Haag, trat dann in spanische Dienste und wurde Capitain. Im Jahre 1735, wo er als Befehlshaber einer Schaar von Abenteurern nach Corsica kam, wurde er von den Corsen zum König gewählt, ließ sich dort krönen, ernannte Hofämter und Großwürdenträger, ließ Münzen schlagen und stiftete den Ritterorden des Erlösers, kurz, er übte alle Hoheitsrechte eines Monarchen aus. Von den Genuesern bedrängt, verließ er im November 1736 heimlich Corsica, ging nach Amsterdam und erhielt hier von Kaufleuten, denen er für die Zukunft den ausschließlichen Handel mit Baumöl auf Corsica versprach, Hilfe an Kriegsbedarf, worauf er 1738 nach Corsica zurückkehrte. Inzwischen war dort der französische Einfluß so groß geworden, daß er fürchtete, von den Seinigen verrathen zu werden und eine Zuflucht in England suchte. Alle Versuche, seine Herrschaft in Corsica wieder geltend zu machen, waren vergebens, auch verfolgten ihn seine holländischen Gläubiger unerbittlich und ließen ihm keine Ruhe. Nachdem er mehrere Jahre im Gefängnisse der Kings Bench gesessen, erhielt er endlich durch die Vermittlung Horace Walpoles, des Grafen von Oxford, die Freiheit. Derselbe Gönner unterhielt ihn auch bis zu seinem Lebensende, bezahlte die Begräbniskosten für ihn, als er 1755 starb, und errichtete seinem Andenken eine Grotte in der St. Annakirche zu London, wo er begraben liegt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Oberst Friedrich Soröfeld, der lange Zeit in den fashionablen und literarischen Kreisen Londons glänzte. Im Juni 1797 speiste dieser, damals über siebenzig Jahre alt, eines Abends im Casé von Storrs Gate, trank seine Flasche Porter und seine halbe Flasche Wein, las sein Abendblatt, bezahlte die Rechnung, ohne die mindeste Aufregung zu verrathen, trat in den Park hinaus und jagte sich eine Kugel durch den Kopf.

Ältere Leute in London erinnern sich noch eines Originals, des Doctor Martin Butchell. Er erschien stets mit langem Barte und einem Dreispitz auf der Straße, und war als excentrische Persönlichkeit von Jedermann gekannt. Wahr ist es, daß er



seine Verflüchtigkeit und seine Praxis einem eigenthümlichen ärztlichen Geniestreiche verdankte. Er hatte eine Frau geheirathet, die ein beträchtliches Erbgut zu genießen hatte, „so lange sie auf der Oberfläche der Erde verweilen würde,“ wie die Worte der Testamentsclausel lauteten. Doctor Butchell nahm diese Worte buchstäblich, und um den Nutzgenuß auch nach dem Tode seiner Frau zu behalten, balsamirte er sie nach ihrem Hinscheiden ein, verschloß die Mumie in einen Glasschrank und verwahrte diesen in seinem Schlafgemach bis zum letzten Tage seines Lebens, worauf man dann Beide gemeinsam beerdigte.

Eine vornehme englische Dame verfügte in ihrem Testament wörtlich Folgendes: „Da ich die feste Ueberzeugung hege, daß mein Hund der getreueste aller meiner Freunde war, erkläre ich ihn zum alleinigen Vollstrecker meines letzten Willens und überlasse ihm die uneingeschränkte Verfügung über mein ganzes Vermögen. Ueber meine gesammten Güter verfüge ich zu seinen Gunsten und will, daß allen Denjenigen Legate ausbezahlt werden, welchen er geneigt sein sollte, seine Liebesgaben angedeihen zu lassen, oder die er durch Wobeln mit dem Schweife auszeichnen wird.“

Sehr interessant sind die letztwilligen Verfügungen des in der Blüthe seiner Jahre 1776 verstorbenen englischen Komikers Thomas Weston, der einer der begabtesten Schauspieler gewesen, welche je die Bühne betreten, aber die Unordnung in Person, stets verschuldet und dem Trunk ergeben war, daß er sich damit systematisch zu Grunde richtete. Sie lauten: „Da ich einige Verpflichtungen gegen Herrn Garrick habe, so vermache ich ihm all' mein baares Geld, das ich im letzten Augenblicke besitzen werde. Das wird freilich nicht weit langen, doch er liebt ja nichts auf der Welt so sehr als Geld und er wird niemals finden, daß er dessen zu viel habe.

Item. Herrn Kobbisch ein Körnchen Keblichkeit; das ist zweifelsohne ein leichtes Vermächtniß, aber da es für ihn etwas Neues sein wird, so hoffe ich, daß er nicht ablehnen wird.

Item. Herrn Breton eine kleine Dosis Bescheidenheit; zu viel taugt nichts.

Item. Dibble Davis will schlechterdings etwas, was von mir herrührt, unserer alten Bekanntschaft wegen. Ich mache ihm ein Geschenk mit meiner Körperbeschaffenheit; unglücklicherweise habe ich sie im Leben stark abgenüßt und fürchte sehr, daß sie nach meinem Tode nicht viel besser sein wird als die seinige.

Item. Vermache ich allen Damen im Allgemeinen wenn nicht die Wirklichkeit, so doch den äußeren Anschein der Bescheidenheit, der ihnen öfter nützen wird, als sie glauben.

Item. Den Herren Schauspielern etwas mehr Haltung.

Item. Den Schriftstellern ein wenig mehr Geist.

Item. Dem Publikum meine ganze Erkenntlichkeit.“

Uebrigens sind nicht bloß die Engländer stark darin, so eigenthümliche Testamente abzufassen, es giebt wohl überall Sonderlinge, die dies im Stande sind. Vor längerer Zeit ließ

ein deutscher Baron sein Testament neu abfassen, um darin die Bestimmung zu treffen, daß er nicht wie alle Anderen eingegraben sein wollte, sondern daß sein Leichnam stehend in einem Pfeiler untergebracht werden solle, den er eigens zu diesem Zwecke der Schloßspforte gegenüber hatte aushöhlen lassen. Er wollte nicht, daß der Fuß eines Leibeigenen oder Hörigen jemals über den Ort, wo seine Gebeine ruhen, hinwegschreiten könne.

Unter der Regierung Kaiser Karls V. machte ein Procurator zu Padua ein Testament, worin er seinen nächsten Verwandten unter folgenden Bedingungen zum Erben einsetzte:

1) Daß er zum Begräbniß alle Musiker von zehn Meilen einlade;

2) sich zehn junge, vom Kopf bis zu den Füßen in Grün gekleidete Frauen verschaffe, welche komische Lieder singen sollten, um alle bei der Leichenfeier Anwesenden dadurch zu ergötzen;

3) daß er vor dem Einsinken seines Leichnams in die Grube die Ostermesse mit dem Hallelujah singen lasse. —

Als man das Testament eröffnete, erregten diese absurden Bestimmungen allgemeines Staunen. Der Fall kam vor Gericht. Ohne zu erwägen, daß die Vollstreckung dieser Testamentsbestimmungen geeignet war, das Andenken des Verstorbenen und die Religion selbst herabzuwürdigen, entschied der Gerichtshof, der Erbe könne seine Ansprüche nicht geltend machen, bevor er nicht dem Wortlaut der letztwilligen Verfügung entsprochen habe.

In neuester Zeit machte ein jovialer alter Herr in Ungarn ein ähnliches Testament. Als man dasselbe nach seinem Tode eröffnete, fand man darin die Bestimmung, er wünsche, daß die zehntausend Stück seiner Cigarren, welche seine Erben vorfinden würden, an diejenigen Freunde und Bekannten vertheilt werden sollten, welche seiner Leiche das letzte Geleit geben würden. Bei der Rückkehr von seinem Begräbniß sollten sich dieselben in seinem Hause versammeln und dieses ja nicht eher verlassen, bis sie nicht seinen wohlbestellten Weinkeller bis auf den letzten Tropfen geleert und auf sein Wohl ausgetrunken hätten. Diese Klausel wurde von seinen Freunden mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt.

(Kurz und bündig.) Alle Diejenigen, welche nicht gern sehr lange Predigten anhören, und es giebt deren nur zu Viele, würden sich sehr erbaut haben, wenn sie am Pfingstsonntage der Predigt des Pater Schestak in der Collegiatkirche zu Kremsier beigewohnt hätten. Wie überall, so auch dort, wurde an diesem Festtage eine große Messe aufgeführt, und so wurde die Zeit des Predigens, da solches erst nach dem Hochamte zu geschehen pflegt, um einige Minuten verspätet. Pater Schestak bestieg die Kanzel, aber als er sah, daß sich die Volksmenge bereits bedeutend gelichtet hatte, rief er aufgeregt: „Ha, kommt ihr, um Musil oder Gottes Wort zu hören, herein? Dieses Standal muß abgestellt werden!“ Nun las er das Evangelium und verließ die Kanzel und die Kirche, während ihm die übriggebliebenen Andächtigen folgten.